

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Presse. 1890-1944 1908

197 (29.4.1908) Unterhaltungsblatt Nr. 35

Unterhaltungsblatt der Badischen Presse.

Nr. 35.

Karlsruhe, Mittwoch den 29. April 1908.

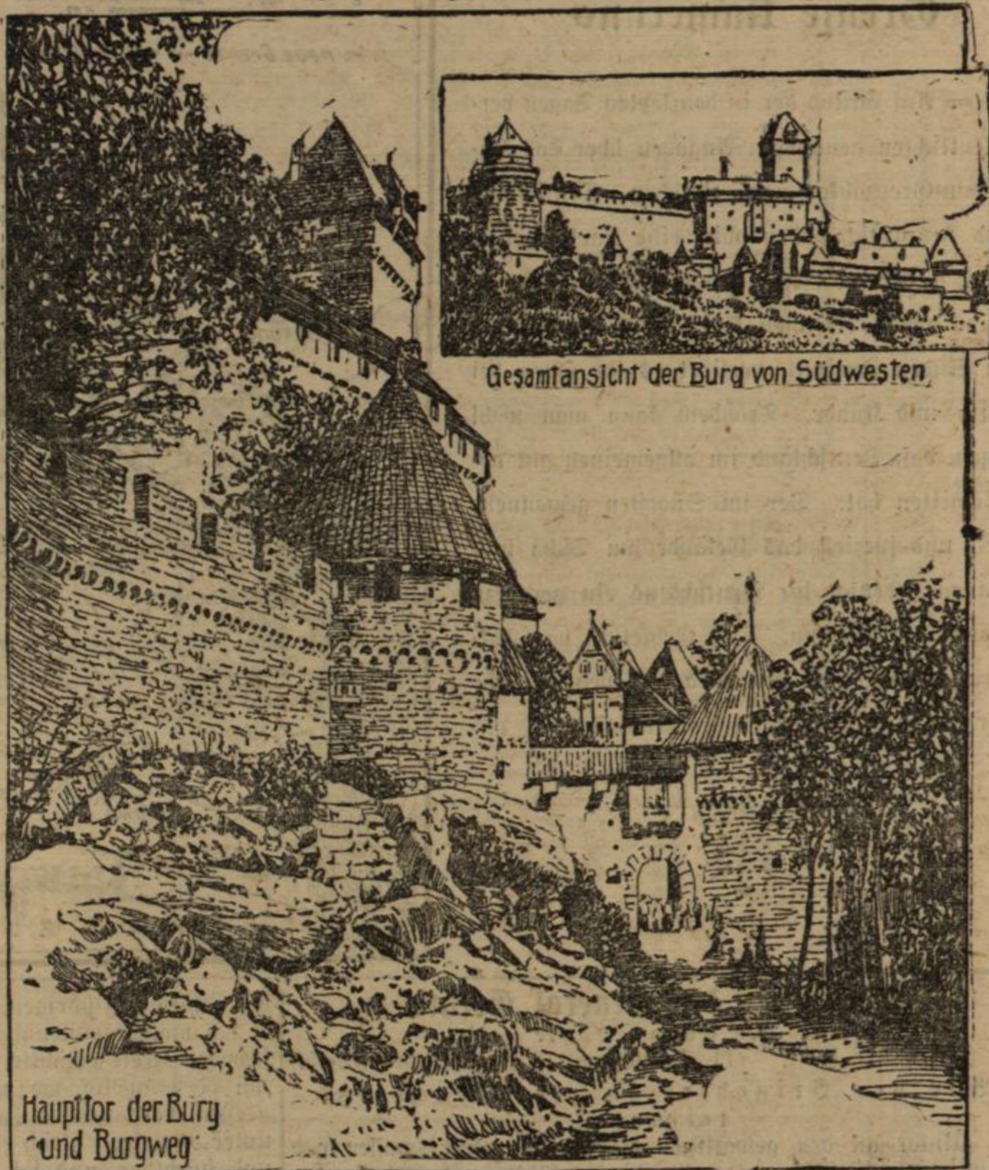
24. Jahrgang.

Die Hohkönigsburg.

— Ein eigenartig Geschick will es, daß gerade jetzt, kurz vor der Einweihung der neu erstandenen Hohkönigsburg ein alter Stich aufgefunden worden ist, der nachweist, daß der Neubau auch entfernt keine Ähnlichkeit mit dem alten Bau besitzt. Wie es heißt, soll deshalb der Kaiser, der die Nachricht von der Auffindung der alten Burgruine auf seiner Mittelmeerreise empfing, beschlossen haben, die schon für die ersten Maitage angeordnete Übernahme der Hohkönigsburg vorläufig noch hinauszuschieben um jedenfalls erst zu einem klaren Urteil und Entschluß über die jetzige Situation zu kommen.

Unsere Abbildung zeigt unsere Leser selber in den Stand, ihr Urteil über die alte und neue Burg abzugeben. Am 4. Mai 1899 hatte die Stadt Schlettstadt dem Kaiser die Ruine des Schlosses zum Geschenk gemacht und der Kaiser beschloß, hier im Westen des Reiches ein Seitenstück zu der alten Marienburg im Osten zu schaffen. Bodo Ebhardt, der Meister in der Restaurierung und Nachbildung alter Burgen, übernahm den Auftrag, das Schloß so wieder aufzubauen, wie es nach seiner Reueerrichtung durch die Thiersteiner, um 1500, etwa war. Seine Schuld ist es nicht, wenn ihm die Quellen vielleicht nicht in dem gewünschten Maße zugänglich gemacht wurden.

Die bei den Bauten vorgenommenen Ausgrabungen haben den Beweis erbracht, daß die Hohkönigsburg bereits in der frühesten Zeit bewohnt war; Geräte aus der Steinzeit, Hornbeile, Bronzewaffen, römische und altdeutsche Münzen, alle diese Funde waren Beweismittel für die Bedeutung der alten Burg. Geschichtlich wird der Berg zum erstenmal erwähnt als im Besitz der Stauffen; das Kastell auf dem Berge heißt damals noch: Castrum Stuppin-Stauffenberg. Die Stauffer übertrugen die Verwaltung der Burg, als sich ihr Schweregewicht mehr nach Osten verschob, an die Herren von Königsberg, eine ihnen ergebene schwäbische Ritterfamilie, welche der Burg den neuen Namen „Hohkönigsburg“ gaben. Die Stauffer überließen die Burg dann den Hohenbergern, welche ihre Gefolgsleute in derselben unterbrachten.



Die Hohkönigsburg, nach einer Abbildung aus d. ersten Hälfte d. 16. Jahrh.



In der folgenden Zeit der Wirren wurde die Burg zum Raubritternest und 1462 von den Baslern erobert und zerstört. Erst 1479, als das Geschlecht der Herren von Thierstein mit der Burg belehnt wurde, erfolgte der Wiederaufbau, den Ebhardt jetzt wiedergeben wollte. Die Burg gelangte dann in kaiserlichen Besitz, mußte aber wiederholt verpfändet werden, u. a. auch an die Sickingen. Im dreißigjährigen Kriege zerstörte der schwedische Oberst Fischer die Burg, die seitdem in Trümmern liegen blieb und nun ihre Wiederaufstehung feiert.

Da auch die Innenausstattung der Burg zeitgerecht wiederhergestellt wurde, so ist hier der lebenden Generation und den kommenden Geschlechtern ein Museum deutscher Kulturgeschichte geschaffen, wie es überzeugender und wirkensvoller nicht gedacht werden kann. Die Burg präsentiert sich jetzt dem Besucher als ein Mitterstück aus der Zeit des ausgehenden Mittelalters.

Für die Einweihungsfeier wurde eine Episode aus der Geschichte der Burg gewählt. Das Haus Oesterreich hatte sich durch Kaufvertrag in den Besitz der als Feste und Herrenitz gleich begehrenswerten Burg gebracht. Als der letzte Thierstein 1519 kinderlos starb, ging die Burg auf den Kaiser Maximilian von Oesterreich über. 1533 setzte die kaiserliche Regierung anstelle der bis dahin auf der Burg schaltenden Vögte die drei Söhne des berühmten Ritters Franz von Sickingen, Schweikherd, Hans und Franz Konrad von Sickingen als Hauptleute ein. Und eben diese Uebergabe der Hohkönigsburg an die drei Sickingen durch den kaiserlichen Hauptmann Hans von Fridingen wurde für die Einweihungsfeier zur Darstellung vorgezogen. Von Schlettstadt herauf soll sich der Zug der drei jungen Ritter mit ihrem Gefolge ziehen. Herolde, Trompeter und Bannerträger, Ritter, Knappen und anderes Kriegsvolk, Schlettstädter Armbrustschützen, Bürger und Bauern im zeitgemäßen Kostüm werden den Festzug bilden. Oben werden geschmückte Damen und Herren, die als bisherige Bewohner der Burg gedacht sind, die Brüder Sickingen begrüßen und ihnen die Burg übergeben.

Das Kaiserpaar und dessen großes Gefolge wird dem farbenstoeßen Schauspiel vor der Burg beiwohnen, wo ein Zelt für die hohen Festgeber errichtet wird, von dem aus sie das Geranziehen des Zuges bequem überblicken können. Im Festsaal der Burg findet sodann, ganz im Sinne und im Stil der zugrunde gelegten historischen Begebenheit, ein Mahl statt, zu dem der Kaiser Einladungen erlassen hat. Man er-

wortet als Gäste und Teilnehmer außer dem Kaiserpaar und anderen Angehörigen des Hofes den früheren und den gegenwärtigen Statthalter von Elsaß-Lothringen, den Minister von Bethmann-Hollweg und andere hohe Persönlichkeiten. Die Familien des teilnehmenden Grafen Bilsed und des Gefandten Freiherrn von Tucher werden unter den früheren Be-

sitzern der Hofkönigsburg in deren wechselnden Schicksalen genannt. Die Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen wird durch Abordnungen vertreten sein. — Alles das allerdings nur, wenn die Auf- findung der alten Pläne nicht eine Hinausschiebung und Veränderung des Festes mit sich bringen.

Die neue deutsch-französische Grenze Kameruns.

— Auf Grund der in den letzten Tagen veröffentlichten genaueren Angaben über das Kamerun-Grenzabkommen zwischen Deutschland und Frankreich haben wir eine Karte hergestellt, welche die Gewinne und Verluste Deutschlands genau erkennen läßt. Was Deutschland im Süden gewinnt, verliert es im Osten bei Gaza und Kunde. Trotzdem kann man wohl sagen, daß Deutschland im allgemeinen gut ab- geschritten hat. Der im Südosten gewonnene Teil und speziell das Gelände am Doha und Sanga bedeutet für Deutschland ein geradezu glänzender Gewinn. Das Gebiet ist von Fak- torenen dicht besetzt und wird noch mehr deutsche Firmen zur Niederlassung veranlassen.



Abenteuer des General Gerard

Von Conan Doyle (11. Fortsetzung.) (Nachdruck verb.)

Wie der Brigadier an einer Fuchsjagd teilnahm.

Unter all den gewaltigen französischen Heeresmassen gab es nur einen Offizier, gegen den die Engländer unter Wellington einen tiefen, dauernden und unüberwindlichen Haß hatten. Es gab unter den Franzosen Blünderer, Gewalttäter, Spieler, Raub- bolde und Nonés. Diesen allen konnten sie verzeihen, denn von diesen Sorten hatten sie in ihren Reihen auch welche. Aber ein Offizier der Masséna'schen Truppen hatte ein Verbrechen be- gangen, das unaussprechlich, unerhört und abscheulich war; wor- auf man nur in später Nacht, wenn eine zweite Flut die Zungen der Männer gelöst hatte, unter den schwersten Verwün- dungen andeutungsweise zu reden kam. Die Nachricht davon war hinübergetragen nach England, und Landesherren, die wenig von den Einzelheiten des Krieges wußten, wurden rot vor Erbitterung, wenn sie davon hörten, und die Erbpächter hoben ihre sommersprossigen Fäuste geballt zum Himmel empor und fluchten. Und wer anders konnte der Missetäter sein als unser Freund Etienne Gerard von den Conflans'schen Husaren, der kühne Reiter mit dem wehenden Helmbusch, der Liebling der Damen und der Stolz der sechs Brigaden leichter Reiterei.

Aber das Sonderbarste dabei ist, daß ein solch ritterlicher Herr einer solch hassenswerten Tat fähig war und sich zum best- gehaßten Manne des Insellandes machte, ohne je zu wissen, daß er sich eines Verbrechens schuldig gemacht hatte, für das die Sprache kaum einen Ausdruck hat. Er starb in hohem Alter und hat trotz seines unerschütterlichen Selbstvertrauens, das seinen Charakter zierte oder entstellte, kaum geahnt, daß ihn so viele Tausend Engländer so gern mit eigenen Händen auf- gehängt hätten. Im Gegenteil, er zählte dieses Abenteuer zu

den zahlreichen übrigen, die er der Nachwelt überliefert hat, und er hat manchesmal unbedingd dabei gemacht, wenn er's dem lau- schenden Kreis erzählte, der sich in jenem beiseidehen Café um ihn versammelte, wo er unter Weinen und Lachen von jener großen, vergangenen Zeit zu erzählen pflegte, als Frankreich unter Napoleon gleich einem Engel der Nacht aufstand, prächtig und fürchtbar, und sich der ganze Kontinent vor ihm beugte. Wir wollen ihn selbst in seiner eigenen Weise und von sei- nem Standpunkte aus die Sache erzählen lassen.

Mes chers amis, es war gegen Schluß des Jahres 1810. Ich, Masséna und die anderen trieben Wellington immer weiter zurück und hofften, ihn mit seiner Armee in den Tajo zu jagen. Als wir aber noch fünfzig Meilen von Lissabon entfernt waren, merkten wir, daß wir uns sehr verrecknet hatten; denn was hatte dieser Engländer gemacht? Bei einem Ort Torres- Vedras hatte er ungeheure Verschanzungen und Befestigungen aufwerfen lassen, so daß wir nicht imstande waren, durchzu- dringen! Sie waren quer durch die ganze Halbinsel gezogen, und wir hatten uns soweit vorgewagt, daß wir den Rückzug nicht riskieren konnten, und wir hatten auch schon erfahren, daß es kein Kinderpiel war, gegen diese Leute zu kämpfen. Was blieb uns da übrig, als sich vor diese Wälle zu legen und sich nach besten Kräften zu blockieren? Das dauerte sechs Monate und war mit solchen Strapazen und Gefahren verbunden, daß Mas- séna hinterher von sich sagte, er habe kein einziges Haar mehr am Körper, das nicht weiß geworden wäre. Ich für meine Person kümmerte mich weniger um unsere Lage, sondern sah nach den Pferden, die dringend der Ruhe und Grünfutters be- durften. Im übrigen tranken wir den Wein des Landes und vertrieben uns die Zeit, so gut's eben ging. In Santarem hatte ich ein Mädchen — doch ich bin verschwiegen. Ein galanter Mann hat die Gewohnheit, nichts zu sagen, freilich mag er damit andeuten, daß er sehr viel sagen könnte.

Eines Tages nun, Messieurs, ließ mich Masséna rufen. Ich fand ihn in seinem Zelt, wo er einen Plan auf dem Tisch ausgebreitet hatte. Er sah mich schweigend mit dem ihm eigenen durchdringenden Blick an, und ich erkannte an seinem Ausdruck, daß es sich um eine ernste Sache handeln mußte. Er war nervös und bei schlechter Laune, aber mein Auftreten schien ihn zu beruhigen und zu ermutigen. Es ist stets vorteilhaft, wenn man tapfere Männer um sich weiß.

„Oberst Etienne Gerard,“ begann er endlich, „ich habe immer gehört, daß Sie ein waderer und unternehmender Offizier sind.“

Es war nicht meine Mode, solche Anerkennung zu bekräftigen, freilich würde es auch töricht gewesen sein, sie in Abrede zu stellen; ich schlug also nur die Sporen zusammen und salutierte.

„Sie sind auch ein ausgezeichnete Reiter.“

Auch das gab ich zu.

„Und der beste Fehdter in den sechs Brigaden leichter Reiterei.“

Masséna war bekannt dafür, daß er stets genau informiert war.

„Nun,“ sagte er, „wenn Sie einen Blick auf diese Karte werfen, werden Sie ohne Schwierigkeit verstehen, was ich von Ihnen wünsche. Dies hier sind die Verschanzungslinien von Torres-Verdras. Sie werden bemerken, daß sie sich weithin erstrecken, und gleichzeitig darüber klar sein, daß sich die Engländer nur in diesen Werken halten können. Dahinter liegt bis nach Lissabon in einer Entfernung von fünfhundert Meilen offenes Gelände. Es ist nun von größter Wichtigkeit für mich, zu erfahren, wie Wellington seine Streitkräfte auf diesem Terrain verteilt hat, und ich wünsche, daß Sie das für mich ausfindschaffen.“

Seine Worte machten mich erschauern.

„Erzellenz,“ sagte ich, „ein Oberst von der leichten Kavallerie kann sich einem ritterlichen Feind gegenüber unmöglich zum Spion erniedrigen.“

Er lachte und klopfte mir auf die Schulter. „Sie müßten kein Spür sein, das sind lauter Brauseköpfe,“ sagte er zu mir. „Wenn Sie erst weiter hören, werden Sie merken, daß ich Sie nicht gebeten habe, Spionagedienste zu leisten. Was sagen Sie zu dem Pferde dort?“

Er hatte mich an den Ausgang des Zeltes geleitet, wo ein Chasseur ein wunderbares Tier auf und ab führte. Es war ein Apfelschimmel, nicht allzu hoch — etwas über fünfzehn Spannen vielleicht — aber mit kurzem Kopf und herrlich geschwungenem Kamm, wie man ihn bei dem arabischen Geblüt findet. Seine Schultern und Hanken waren kräftig und die Beine dabei so fein, daß es eine wahre Freude war, es nur anzusehen. Ein schönes Pferd oder ein schönes Weib kann ich heute noch nicht ohne innere Erregung betrachten, wo ich die Last von siebzig Wintern auf dem Rücken habe. Sie können sich vorstellen, was mir, wie's erst im Jahre 1810 war.

„Das ist „Volligaur“,“ sagte Masséna, „das schnellste Pferd in der Armee. Ich wünsche nun, daß Sie noch heute nacht aufbrechen, um die feindliche Flanke herumzureiten, mitten durch die Nacht durch, an der anderen Flanke vorbei zurück und mir Nachricht über die Stellung unseres Gegners bringen. Sie werden Uniform tragen, und werden also, falls Sie gefangen genommen werden sollten, nicht als Spion erschossen. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß Sie unbehelligt durch die Posten durchkommen, weil sie weit auseinanderliegen. Wenn Sie 'mal glücklich durch sind, dann können Sie am Tage über alles wegsehen, und wenn Sie auf diese Weise die Landstraßen vermeiden, können Sie leicht unbemerkt entweichen. Wenn Sie sich bis morgen abend nicht zurückgemeldet haben, will ich annehmen, daß Sie gefangen sind, und will den Engländern vorschlagen, den Oberst Petrie gegen Sie auszutauschen.“

Als, wie mir das Herz vor Stolz und Freude pochte, als ich mich auf den Rücken dieses grandiosen Pferdes schwang und mit ihm auf- und niedergaloppierte, um dem Marshall meine Meisterstück zu zeigen! Es war ein großartiges Tier — wir waren beide großartig, Messieurs, denn Masséna klatschte in die Hände und schrie vor Entzücken. Nicht ich, nein, er sagte, daß ein edles Pferd auch einen edlen Reiter verdiene. Als ich zum dritten Male mit meinem schmucken Dolman und dem wehenden Helmbusch an ihm vorüberausste, merkte ich an seinem alten, wetterharten Gesicht, daß er nicht mehr im Zweifel war, den richtigen Mann für seine Zwecke ausgesucht zu haben. Ich bog den Säbel und salutierte und galoppierte auf mein Quar-

tier los. Die Neuigkeit, daß ich zu einer besonderen Mission auserlesen war, hatte sich schon im Lager verbreitet, und meine lieben Zungen kamen herbeigeschwärmt, mich zu begrüßen. Ah! die Tränen treten mir noch heute in meine alten Augen, wenn ich daran denke, mit welchem Stolz sie damals der Anblick ihres Obersten erfüllte. Und ich war auch stolz auf sie. Sie verdienen einen schneidigen Führer! (Fortsetzung folgt.)

Ein Festtagsausflug in den Schwarzwald.

(Eine Klauderei.)

Weg mit allen Grillen und Berufsgedanken! Ich habe lange genug in meiner Schreibstube gesessen und den Vogel beneidet, der frei dahinfliegt über die Gefilde und sehnüchlich nach den dämmerigen Bergen hingeblickt, die aus der Ferne ihre geheimnisvolle Anziehungskraft auf das alte frische Herz immer mächtiger und unwiderstehlicher geltend machen: jetzt keinen Buchstaben mehr. Laß sich das Wetter gestalten wie es wolle — ich halte es nicht mehr aus in der beklemmenden Enge meiner vier Wände — hinaus drängt es mich mit fieberhaftem Drange in die schöne Gotteswelt. Vor meiner Phantasie gaukelt manch reizendes Bild, das die große Farbentünstlerin Natur geschaffen, aber auch manch düsteres, in das sie alle Melancholie ihres rast- und ruhelosen Geistes hinoingebracht zu haben scheint, zieht an ihr vorüber; in den Schwarzwald loden tausend Stimmen, in das herrliche Bergland.

In aller Frühe des 1. Ostertages eilen wir — meine Tochter und ich — über das Plaiter der Residenz nach dem Bahnhofe und bald saßen wir im Zug in der Richtung nach dem Oberland. Ungeachtet konnte man sich dem Sonnengefühl hingeben, das den stets ergreift, der nach langer Sehnsucht wieder in die Welt hinausfährt. Das Rosten der Lokomotive und das Knirschen der Räder verwandelte sich in den Ohren zu melodischen Tönen, denen sich lange vergessene Lieder, die plötzlich in den Sinn kamen, unwillkürlich anpaßten. Soweit uns der Weg durch die Ebene und weiter in das Murgtal hineinführte, grünt und blühten Flur und Feld in lodendem Lenzeschmud, und wunderbar stachen die grünen Wiesen ab von den tannendunkeln Höhen des Murgtales, deren Köpfe teilweise der Nachwinter mit reichlichem Schnee in ein weiß schimmerndes Gewand gehüllt hatte. An der Reichentalerstraße verließen wir die Bahn zur Fortsetzung unserer Tour per pedes. Noch bis Reichental war Auferstehungsfest auch in der Natur, das Frühjahr hatte begonnen, seine reichen Schätze zu entfalten, zahllose Wäldlein und Rinnsale rollten lautwärts und zu der Augenweide gesellte sich der schönste Ohrenschmaus, ein Naturkonzert, veranstaltet von zahlreichen geliederten Sängern, die aus voller Brust ihr Lied zum Himmel schmetterten. Anders das Bild von Reichental ab gegen Kaltenbrunn zu; mehr und mehr nahm die Landschaft winterlichen Charakter an, immer reichlicher wurde die Schneemasse, und nur hier und dort lugte, wie ein süßes Versprechen, an Büschen und Bäumen freundliche Frühlingsfarbe unter dem überhängenden Schneedache hervor, bis endlich — etwa ¼ Stunde von Kaltenbrunn — der Winter noch vollständig das Feld behauptete: — wir kamen vom Frühling in den Winter.

Das freundliche Dörfchen Reichental hat sich gerade den anmutigsten Teil des Seitentales für seine Ansiedlung ausgesucht. Die hübsche Kirche mit farbiger Ziegeldachung liegt imposant auf ziemlich steiler Anhöhe über dem Dorfe, mit ihrer lieblichen Umgebung Lage und Sinn fesselnd. Besonders interessant und abwechslungsreich gestaltet sich das Landschaftsbild von der Höhe nach Kaltenbrunn aus gesehen, weil von dort aus zugleich ein herrlicher Ausblick auf die weitere Umgebung, auch die Berge des Murgtales und — bei hellem Wetter — auf einen Teil der Ebene zu gewinnen ist. Lange standen wir da oben und jagten hinunter in den Grund, bewunderten die Gebirgsformation und erfreuten und erquickten uns an dem immer wechselnden Schauspiel, das durch die zeitweilig hell strahlende Sonne einen überraschend schönen Viesteffekt erfährt. Und gleichzeitig das harmonische Festtagsgeläute in Reichental und die dem Glodenrufe folgende gläubige Menge, die sich aus der Entfernung etwa wie Figürchen auf dem Schachbrette präsentierten, Bilder: wahrhaftig geeignet, in dieser Einsamkeit am Ostertage feierlichste Stimmung herbeizurufen.

Mit dem Gedanken an Schäfers Sonntagslied von Hßland verbanden sich Gedanken über die innere Bedeutung des Osterfestes für die Jetztzeit und Zukunft; sie beschäftigten sich lebhaft mit der Tatsache, daß in unserm religiösen Leben viel Alles ist, was für uns dahingefallen, daß aber das Neue, das wir wollen und erstreben, noch nicht geworden ist.

Und doch wird und muß das Neue kommen. Alle Verhältnisse deuten darauf hin, daß immer mehr das Sehnen nach Schaffung neuer religiöser Werte, nach Begründung einer neuen religiösen Weltanschauung mit den Bausteinen wissenschaftlicher Erkenntnis und sozialer Imperative um sich greift. Und diese Entwicklungstendenz muß immer mehr jener andern, die von den verschiedenen positiven Religionen ausgehend, dem modernen wissenschaftlichen Weltbild zustrebt, die Hand reichen; dort, wo sich beide treffen, liegt die Zukunft. Eine solche Auferstehung muß mit innerer Notwendigkeit kommen, das wäre Menschentums Vollendung, es wäre die Religion des Geistes, die Religion der Wahrheit, die Religion der Liebe. —

Doch weiter auf dem Wege gegen Kaltenbrunn. Je näher man der Höhe kam, desto mehr nahm der Schnee zu, aber trotzdem ging es

rasch und munter vorwärts. Einen bezaubernd schönen Anblick bot der Wald im Schneebehang und wohlthuend berührte die erhabene Ruhe und Stille. Kein Büschel regte sich, aber auch nichts Lebendiges, man sah weit und breit nicht einmal die Spur des Wildes. Und doch, wie herrlich sahen die Tannen und Föhnen aus, die mitunter wunderliche Gestalten unter der Last des Schnees angenommen hatten. Auf einen Besuch des Hohlsturms verzichteten wir, da doch keine Aussicht zu erwarten war, wir gingen von dem Wegkreuzungspunkte aus gleich nach Kaltenbrunn und von da weiter gegen Engklösterle im Engtal zu. Merkwürdigerweise war an diesem Morgen kein einziger Eilmäuser in Kaltenbrunn, obwohl die Schneeverhältnisse für Ausübung dieses Sports ziemlich günstige gewesen wären. Inzwischen aber fing es mit Unterbrechungen tüchtig an zu schneien, so daß man glauben konnte, die Monate des Kalenderjahres seien verschoben. Nach Engklösterle zu mußte der Föhntweg eingeschlagen werden, der, obwohl weiter, doch der Schneeverhältnisse wegen immer noch leichter zu passieren war. Im ersten Teil dieser Wegstrecke mußten wir freilich auf den Genuß der herrlichen Aussicht meistens verzichten, nur hier und da zerstreute sich das Schneegewöl und siegreich behauptete die Sonne das Feld. Strahlend vergoldete sie dann die Spitzen der Berge. In hehrer Majestät ragten sie in Dunst gehüllt vor uns auf — ein Bild des Unergründlichen, Unerforschlichen. Ihr Anblick lehrte uns, die wir entzückt und begeistert zu ihnen aufschauten, daß trotz des Wechsels nach außen das Ewige sich gleich bleibt. Je näher wir Engklösterle kamen, desto geringer wurden die Schneemassen, nur noch die Gipfel der Berge zeigten die bekannte weiße Haube. Komte in dieser Situation nicht auch an einen der Größten im Reiche der Kunst gedacht werden, an Beethoven? Gewiß. Es ist eben doch dem Laien verständlich, wie einem solchen Feuergeist mit der unendlichen Gemütsstärke, der die Natur am meisten liebt, angeichts der Majestät der Schöpfung die Ideen kommen konnten, die sich bei ihm in Tönen umsetzten. Die große, mächtige und herrliche Natur und der Gott, der in ihr wohnt, haben Beethoven zum Meister gemacht und ihn die unsterblichen Werke schaffen lassen, die höchste, himmlische Offenbarung sind.

Endlich in dem von einem Kranze bewaldeter Berge umgebenen Engklösterle, das wir schon mehrmals als Ziel unserer Wanderungen erloren und das auch dieses Mal wieder Herz und Sinne gefangen nahm. Wer einmal hier bei Tageslouren oder zu längerem Aufenthalt geteilt, wird die gewonnenen Eindrücke nicht aus dem Gedächtnis verlieren.

Ein noch am gleichen Nachmittag unternommener Spaziergang in die reizende Umgebung des Ortes führte uns ein betrübendes Bild der Zerstörung vor Augen: der Schneeeindring hatte in verschiedenen Waldparzellen sein Werk getan und zahlreiche entwurzelte Stämme von beträchtlichem Umfang zeugten von der gewaltigen Last der Schneemassen. Damit mancher Erklärungen eines uns begleitenden freundlichen Fortwärtis wurdten wir auf Dinge im Walde aufmerksam gemacht, an denen wir sonst vielleicht achlos vorbeigelaufen wären: wiederum ein Beweis, daß der Mensch auch in vorgeschritteneren Jahren immer wieder sehen lernen muß. Ueberhaupt bot der Spaziergang unter solch kundiger Führung mancherlei Anregungen, und unwillkürlich mußte man im Leben des Waldes das Menschenfchickal erblicken und sich klar darüber werden, daß auch hier das Unlütchtige ausgepergt und zurüdgebrängt wird, daß also auch hier nicht Kraft oder Zufall, sondern Tüchtigkeit entscheidet.

Der schön verlaufene Tag sollte noch einen recht hübschen Abschluß finden. Gegen Abend kamen etwa ein Duzend Touristen, Mitglieder einer Turnervereinigung in Heilbrunn, an, um ebenfalls in der Krone zu übernachtten. Rasch war ein freundlicher Verkehr angebahnt, Küche und Keller der sorgsamten Wirtsleute taten das ihre, und bald war behagliche und gehobene Stimmung erzeugt.

Schon in der Frühe des andern Tages eröfneten von den Wirtschafstäumen her die Klänge eines von einem Heilbronner Herrn auf dem Klavier vorgetragenen Chorales. Den Aufstehenden präsentierte sich eine ganz andere Welt; der Schneefall, der schon am Abend vorher in reichlicher Menge eingetreten, hatte über Nacht angehalten und die ganze Gegend prangte im herrlichsten weichen Winterkleide. Der Vormittag des zweiten Oftertages brachte noch solch hübschen Sonnenschein, daß der Schnee im Tale selbst nahezu, auf der Straße jedoch ganz verschwand, bis gegen Abend wiederum Schneefall einsetzte. Das Mittagessen an diesem Tag war für uns insofern interessant, als wir Gelegenheit hatten, im gleichen Raum mit einer Hochseitsgesellschaft zu verweilen und verschiedene altberbrachte Sitten und Gebräuche zu beobachten, an denen in dortiger Gegend tren festgehalten wird. Bald nach dem Essen hieß es auch unfererorts scheiden; wir legten den Weg bis Wildbad längs der stark brausenden Eng selbstverständlich zu Fuß zurück und benutzten von Wildbad ab die Eisenbahn. Und nun noch ein Wort über eine Kulturtat des württembergischen Staates. Von tief einschneidender Bedeutung und von größter Wichtigkeit für zahlreiche, auf den Höhen gelegenen Gemeinden ist die Pumpstation für die nördliche Schwarzwaldwassererforgung, die zwischen Engklösterle und Wildbad — in der Nähe der Straße — errichtet wurde und den beteiligten Gemeinden das notwendige Wasser in vorzüglicher Beschaffenheit liefert. Goffentlich aber wird das weitere Projekt der Wassererforgung der württembergischen Meidung vom Engtale aus durch Anlegung einer Talsperrre nicht zur Ausführung gelangen, denn ob eine derartige Anlage zur Verschönerung der Landschaftsbilder beitragen wird, dürfte mehr als fraglich sein.

Nur ungern sind wir geschieden, von dem schönen Engklösterle und dem freundlichen Ehepaare Gengenbach zur Krone. In dankbarer Er-

innerung aber werden uns bleiben die schneeigen Oftertage 1908, auf die auch einmal ein Sommer folgen muß. Dann wird das Engtal wieder das Reiseziel sabeler Wanderlustigen sein, unter denen hoffentlich auch wir uns befinden!

O Schwarzwald, o Heimat, wie bist du so schön!

Der Kampf um Frauenschönheit.

Seitdem jener klassische Streit im Olymp zwischen der hehren Juno, der jungfräulichen Minerva und der holdseligen Venus um den Apfel des Paris ausgebrochen war, welcher „der Schönsten“ zufallen sollte, ist das Frauenleben überreich an Kämpfen um die Schönheit, an „Schönheitskonkurrenzen“, um mich eines vulgären Ausdrucks zu bedienen. Das „Spiegellein in meiner Hand“ aus dem Märchen hat auch in der Wirklichkeit volle Geltung. Den jüngsten Streit haben vor kurzem zwei Großmächte ausgetragen, deren Landeshöflichkeit gegenwärtig als „ideale Schönheiten“ auf den Schind gehoben werden. Die raffige, einft so vielbesungene Böhin, die pitante Franzöfin, die heißblütige Spanierin und die blonde herbe Schönheit der Nordländerin müssen zurzeit hinter den von Künstlern und Kennern gefeierten Töchtern Englands und Americas zurücktreten.



Hatte vor einigen Wochen noch die „Chicago Tribune“ aus einem Schönheitswettbewerb amerikanischer Frauen Miß Marguerite Fretz-Denver als die „schönste Frau der Welt“ bezeichnet (siehe Porträts), so proklamierte jetzt der Londoner „Daily Mirror“ eine hohe Unbekannte als dieses Preises würdig. Mehr als 15 000 Photographien lagen den Preisrichtern im letzteren Falle vor, aus denen man die Miß Joy Kilian wählte. „Sie war stets ein reizendes Kind“, sagt die Mutter der „Schönsten“. Sie ist 18 Jahre, liebt Tee, Kaffee, Schokolade und die Geschichte von Sherlock Holmes — von Zeit zu Zeit ein Glas Claret; sie bevorzugt Hummer und Gurke, schwärmt für den Schwimmsport und hat sich in der Küche nicht minder bewährt. Diese feinen Intimitäten verdankt man natürlich dem Interviewer des „Daily Mirror“.

In der Hauptsache hatte der Preisbewerb den Zweck, die britische Frauenschönheit unter den Frauen zu suchen, die im Schoße der Familie leben und wirken, um mit dieser heimischen reinen Raffesöhneheit der Mißgrasse der Amerikaner gegenüber den Schönheitsereford zu brechen. Inwiefern dies gelungen, mögen sich unsere Leser und Leserinnen an der Hand der Sitzgen selbst überzeugen, sind doch gerade hinsichtlich weiblicher Schönheit die Geschmäcker sehr verschieden.

Wenn nun auch der spezifisch englische Typus eine Reihe berühmter Künstler, wie Gainsborough, Reynolds und Lawrence bereits an der Schwelle des vorigen Jahrhunderts fand, so darf man keineswegs verkennen, daß sich die „American beauty“, wie auch Prof. Dr. Hehl richtig bemerkt, immer siegreicher erhebt, diese „aus dem großen germanisch-keltisch-romanischen Völkergemisch der zuverlässigen überpeisichen Neupublik sich immer bestimmter erhebende Körper- und Schönheitspflege nach der Prinzipien darwinistischer Zuchtwahl.“ Auch der berühmte Prof. Bloß konstatierte, daß die Mischung der Rassen die Entwicklung weiblicher Schönheit steigere und weist darauf hin, daß schon im Jahre 1888 bei einer in Spa, dem fashionalsten Weltbad veranstalteten Schönheitskonkurrenz die Amerikanerin den ersten Preis errang. Ihr zunächst standen eine Belgierin und eine Wienerin. Allein man findet auch beim Durchblättern als „zuverlässig“ geltender Schönheitsverfa genug gegenteilige Ansichten; jedenfalls erscheint der Superlativ „die schönste Frau der Welt“ in beiden genannten Staaten weit übertrieben, eine Art Chauvinismus der Schönheit!

Humoristisches.

(Aus der lustigen Woche.)

Der Schulfuchs und die hohe Schule. Professor: „Müller — wiederholen Sie mir, was wir in der letzten Stunde über die Dichtgäuter gesprochen haben!“ Schüler (schweigt). Professor: „So — jetzt wissen Sie nichts mehr — und da sind wir vorgefem eine volle Stunde lang auf Nilpferden, Elefanten und Rhinocerosen herumgeritten!“

Der „Affe“. Die Affenfrau (zu ihrem bezech heimkehrenden Gatten): „Wo hast du denn wieder so lange geliept, du alter Söffel! Du hast ja einen ganz kolossalen — Menschen.“

Für die Redaktion verantwortlich: Albert Herzog.
Druck und Verlag von Ferd. Zbieraarten in Karlsruhe.